Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 285 Bydgoszcz / Bromberg, 14. Dezember 1937

Der letzte Einsatz.

Roman von Victor Pfeiffer

(25. Fortsetzung.) ——

10. Kapitel.

Tantajuca ist erwacht. Als wolle es in wenigen Wochen all das nachholen, was es jahrhundertelang versäumt hat, stürzt sich die Stadt in den Taumel des Ölrausches. Die mächtige Schlagader der neugebauten Straße, die nach Osten führt, pumpt neues, schäumendes Blut in den gemächlichen Herzschlag der Stadt. Tag für Tag rollt die dröhnende Kette der gelben Lastwagen der Dodson Company durch die Straßen, bringt Turmbauholz, Wellblech, Lokomobilen, Röhren, Zement, Tankdauben hinaus auf das Tantajucafeld. Ein raubgieriges Heer von Bodenmaklern und Spekulanten folgt ihnen, in wenigen Minuten, mit zwei Unterschriften, wird jahrhundertealtes Erbe verkauft, nur um mittun zu können in diesem Taumel von Geld und Lebensgier. Zwei Zeitungen bringen täglich spaltenlange Berichte über den Fortschritt der ersten Bohrung, bringen die Notierungen aller Ölpapiere auf der Börse von Tampico. Auf dem nackten, festgestampften Boden vor der Stadt, aus dem noch Strünke des gerodeten Busches aufragen, stehen lange Bankreihen unter einer flatternden Zeltleinwand; hier vermittelt das Kino „El Mundo" dem staunenden Publikum die Bekanntschaft mit den ältesten Cowboyfilmen. Neue, rohe Holzbaracken nennen sich stolz „Hotel" und verlangen höchste Preise. Die spärlichen Grammophone, deren Gekreisch früher mit Schlag acht Uhr verstummt war, sind abgelöst von lärmenden, mächtigen Orchestrions, die die Ruhe der Nacht bis weit über die Grenzen der Stadt hinausweisen.

Ein Strom von Geld rinnt in die Taschen der Indios. Ein armer Peon, dem früher das Klappern zweier Silberpesos eine seltene Musik war, hat heute die Taschen prall voll, wenn er am Lohntag nach Tantajuca kommt. Was ihm oder seiner Señora ins Auge sticht, kauft er und zahlt ahnungslos jeden Preis. Seine Hütte ist voll mit unnützem Flitter und Kram, die Ratenzahlungen steigen, aber was liegt daran. Öl, Öl ist bei Tantajuca und Öl ist Gold.

Auf die beiden Ölprinzen Zarates und Roques hat der goldene Regen ganz verschieden gewirkt. Zarates, der Kaufmann, ist scheu und sonderlich geworden. Zeigt er sich einmal auf der Straße, dann nur mit zwei schweren Pistolen. Lachend erzählt man sich von ihm, daß er die Türen seines Hauses mit Gittern und Alarmvorrichtungen versehen habe und trotzdem des Nachts kein Auge schließe. Die Hunderte von Bettelbriefen, die ihm die Post bringt, schickt er ungeöffnet zurück. Er läßt keinen Goldpeso aus dem Hause, sitzt vor seinem Schatz wie der Drache vor der Höhle.

Ganz anders Amalio Roques. Die Erzählungen in der Tantajuca-Zeitung über die Ölsucher von Panuco sind bei ihm auf fruchtbaren Boden gefallen. So wie diese hat ihn der unverhoffte Reichtum in Lebensgewohnheiten hinaufgerissen, die sonst das Ergebnis jahrzehntelanger Entwicklung sind. Mit seinen nackten, schmutzigen Indiofüßen steht er breitbeinig im Hofe seines Steinhauses Tantajuca, betrachtet mit kindlichem Stolz die Möbelstücke, wird nicht müde, die schneeweißen Tasten des eben erworbenen Klaviers zu drücken, lauscht mit Entzücken den Klängen des teuren Grammophons, kann es kaum erwarten, bis der Händler ihm den nagelneuen Ford vors Haus fährt. Wie ein Kind nach der Weihnachtsbescherung steht er inmitten seiner Kostbarkeiten, unschlüssig von einem Stück zum anderen trippelnd, betastend und bestaunend, immer in der leisen Angst, daß dieses Märchen einmal zu Ende gehen könne.

Nur etwas ist noch keinem gelungen: ihm europäische Kleidung einzureden. So wie früher über den Lehmboden seiner Strohhütte tappt er auch jetzt noch bloßfüßig, im fadenscheinigen, schmutzstarrenden Leinenanzug über die schwellenden Teppiche seiner Wohnung. So wie früher reißt er auch heute noch seinen verbeulten Sombrero vom Kopf, bleibt in demütiger, abwartender Haltung stehen, wenn ein Weißer oder ein Beamter ihn auf der Straße anspricht. Das Gold hat die Welt um ihn, nicht aber die Welt in ihm verändert.

Hunderte von Menschen, eine Stadt, eine ganze Landschaft sind in wenigen, kurzen Wochen von Grund auf umgestaltet. Und wo ist die Ursache zu suchen? Bei einem kahlen, schlichten Holzturm, der in der Talsenke hoch aus dem Busch emporragt. Er kennt kein Feiern, keinen Sonntag; das Kreischen und Heulen der Lokomobilen um seinen Fuß übertönt die Stimmen der Vergangenheit, überschreit das mahnende Rufen seines älteren, steinernen Bruders in der Stadt.

Tage härtester Arbeit, nervenzerrüttender Spannung liegen hinter Gus Jensen und Vic Kroll. Auf den Tag genau hat alles geklappt, sind die schwerbeladenen Lastwagen mit dem Material eingetroffen, ist der Betonsockel für die Kraftspender, die Lokomobilen, fertig geworden, haben sich die vier massiven Füße des Bohrturms aus dem Boden erhoben. Und während dieser Arbeiten hat sich von selbst der kreisrunde Ausschnitt um den Turm vergrößert und erweitert, hat den Busch immer weiter zurückgedrängt und Platz gemacht für das Camp Tantajuca. Als Hauptquartier steht dort eine geräumige Wellblechhütte, die ein dünner Telephondraht mit Tantajuca verbindet. Hier führt Luise Schmidt das Kommando, hier schaltet und waltet sie zwischen Herd, Nähtisch und Schreibmaschine. Vom letzten Hilfsarbeiter bis zum Direktor, ja bis zum Papagei Lorito, schwingt sie ihr Zepter, ist sie bekannt, beliebt und ein wenig gefürchtet, „la Vienesa", das Mädel aus Wien. Ihre Anwesenheit gibt dem Tantajucacamp seine besondere Note.

Tag und Nacht, vierundzwanzig Stunden täglich, haben alle Hände zugegriffen, unter den grellen Strahlen der

Sonne, im weißen Licht der Scheinwerfer. Tag und Nacht keuchten die Lokomobilen, hoben zuerst die schweren, wuchtigen Baubalken des Turms von den Wagen und dann, als der Turm in Rekordzeit fertiggestellt war, die zentnerschweren Röhren und Tankdauben. Der Rotarydrehtisch ist eingebaut, das Bohrgestänge eingefügt, der blitzende, scharfe Bohrmeißel hängt über dem Boden, wartet auf den Augenblick, bis die Laufkette sich strafft und ihn hineintreibt in die Erde.

Ein Wort würde genügen, ein Ruf an den Tooldresser an der Lokomobile ließe den Hebel heruntersausen, ließe den Meißel seine Arbeit beginnen. Da kommt die Nachricht von dem letzten Schlag Legueiros, von dem Inkrafttreten des Ölgesetzes. Das erlösende Wort darf nicht gesprochen werden. Trotz der beruhigenden Erklärung Collins wagt Gus nicht, mit der Bohrung zu beginnen, ehe nicht die Bohrbewilligung eingetroffen ist. Es kommen Tage erzwungenen Müßigganges, tausendmal härter zu ertragen als die schwere, verantwortungsvolle Arbeit der vergangenen Wochen. Gus läßt einen hohen Stacheldrahtzaun ums Lager ziehen, organisiert eine bewaffnete Lagerwache, teils um die Leute zu beschäftigen, teils um gegen unangenehme Überraschungen gerüstet zu sein. Aber auch dieses letzte Hindernis geht vorüber, dieses letzte, knirschende Abbremsen in voller Fahrt. Wie ein Tiger springt Gus vom Fernsprecher, der ihm die Nachricht vom Widerruf des Gesetzes und vom Einlangen der Bohrerlaubnis gebracht hat, hinaus unter die Leute, wirbelt mit einem jauchzenden „Die Bohrung beginnt!“ das ganze Camp durcheinander.

Und schon klettern die Leute auf die Plattform des Turms, senken das Scharnier in die viereckige Öffnung des Drehtisches, bohren das Gestänge tiefer, bis der Meißel den Boden berührt.

Gus wirft einen letzten prüfenden Blick auf das Gestänge der Maschine.

Die Kette strafft sich, ihre Stahlglieder drehen den Tisch langsam, knirschend, dann immer schneller, rasselnder um seine Achse, durch die das Gestänge läuft. Eine Sand- und Staubwolke umgibt die Stelle, wo der Bohrer angebissen hat.

Tag und Nacht rattern die Maschinen, rasselt die Kette, Rohr an Rohr wird angeschraubt, versinkt langsam in die Tiefe. Später sollen sie das Öl heraufleiten, jetzt aber zischt noch unter hohem Druck ein Wasserstrahl in ihnen nach abwärts, mischt sich unten mit der vom Zahn des Bohrers zermalmten Erde, kommt als Schlammstrom an der Außenseite der Röhren heraufgequollen, wird im „Schlammloch“ verdünnt und wieder hinuntergejagt. 300, 600, 800 Fuß tief. Durch Mergel, Ton, Kalk, Sand. Kein Mensch weiß, wie tief hier die führende Ölschicht liegt. Die Brunnen um Tampico haben Öl schon bei tausend Fuß gefunden. Mancher amerikanische Brunnen stieß erst drei- bis viertausend Fuß unter der Erde auf Ölsand. Der erste Brunnen der Dodson Company mit dem offiziellen Namen „Luise Nr. 1“ zeigte bei tausend Fuß noch keine Spur von Ölsand. Mit nervösen Fingern zerbröckelte Gus die von Zeit zu Zeit hochgeholten Kernproben und trug immer wieder die gleichgültigen, nichtssagenden Mischungen ins Bohrbuch ein. Schon ein Brunnen auf erprobtem Feld ist ein Lotteriespiel; um wieviel mehr erst der Versuchsbrunnen in neuem Land, dessen geologischer Aufbau gänzlich unbekannt ist, das mit jedem Meter neue Überraschungen bringen kann, sei es nun einen mächtigen Gesteinsblock, der gesprengt werden muß, oder eine ergiebige, unterirdische Wasserquelle, die ein Auszementieren und Verschalen des Bohrlochs notwendig macht.

*

Unbekümmert, unangefochten von all diesen Sorgen und Hoffnungen lebte Frank Leßner dahin im Taumel seiner Leidenschaft. Seine einzige Sorge ist es, die Liebe Estrellitas nicht zu verlieren, seine einzige Hoffnung, daß dieses nie gekannte Glück ewig dauern möge. Wie ein Schlafwandler geht er durch das Leben, das für ihn nur zwei Pole hat: den Tisch im Louisian Kabarett und das einsame Haus in der Washingtonstreet. Alles andere, Ehrgeiz, Arbeit, Reichtum, Freundschaft, ist vergessen, all sein Denken kreist nur um die eine Frau, um Estrellita.

„Querido, Liebster, ich bekomme heute Besuch“, sagt Estrellita zu ihm, während sie Tee einschenkt, „du wirst mich eine Stunde allein lassen müssen!“

Frank hebt den Blick, der an ihren Händen gehangen hat. „Wer kommt, Estrellita?“

„Don Porfirio. Es scheint sich um eine wichtige Sache zu handeln.“

„Muß das sein, Kind? Legueiro ist in einer verzweifelten Lage. Seine ehemaligen Gönner in Mexiko City machen ihn für die Bloßstellung der Regierung im Ölstreit verantwortlich und haben ihn, wie man erzählt, fallen lassen. Verbindung mit Legueiro bedeutet heute Gefahr.“

„Und wenn auch, ich liebe die Gefahr. Legueiro wird alle Widerstände überwinden, denn er meint es ehrlich mit Mexiko und ist ein großer Patriot. Ich glaube an ihn!“

Frank schüttelt den Kopf. Er versucht keinen Widerspruch, er weiß, daß sie in diesem Punkt unerbittlich ist.

Estrellita steht auf, stellt sich hinter seinen Stuhl und drückt seinen Kopf an sich. „Ich bin ihm auch zu großem Dank verpflichtet, denn durch ihn habe ich dich und die Liebe kennengelernt.“ Sie beugt sich zu ihm herab, lehnt ihre Wange an seine Haare, tastet mit ihren kühlen, schlanken Fingern zärtlich über sein Gesicht. „Ich kann es heute nicht mehr verstehen, daß ich dich einmal gehaßt habe, Liebster. Es war auch kein Haß! Es war damals schon Liebe — nur habe ich sie nicht erkannt. Und weil du es willst, verspreche ich dir, daß ich heute zum letztenmal mit Legueiro sprechen werde. Weil du es willst und weil ich dich liebe.“

Ein leises Räuspern reißt die beiden auseinander. Juanas runzeliges Gesicht erscheint in der Tür und meldet, daß Señor Legueiro warte. Frank preßt Estrellitas Hände an den Mund und geht.

„Führ ihn herein, Juana!“

Legueiro tritt ein. Estrellita geht ihm ein paar Schritte entgegen, bleibt auf halbem Wege wie erstarrt stehen. Nur mehr ein Zerrbild jenes mächtigen Mannes, den sie gekannt hat, steht vor ihr. Unter zerwühlten, strähnigen Haaren liegen zwei verschwollene, gerötete Augen. Bartstoppeln stehen auf den eingefallenen Wangen. Der Kragen ist schmutzig, zerknittert der Anzug. Nervöse Hände nesteln dauernd an der Krawatte.

„Was ist geschehen, Don Porifiro? Sind Sie krank?“ Sie nötigt ihn auf einen Sessel, schiebt ein Kissen hinter seinen Rücken, schenkt ihm Tee ein.

„Ich bin nicht krank, Estrellita!“ kommt es rauh zwischen den trockenen Lippen hervor, „ich bin nicht krank — Mexiko ist krank!“

„Kann ich helfen, Don Porifiro?“

„Vielleicht, Estrellita! Wenn du nicht so bist wie viele andere, die mich heute nicht mehr kennen wollen. Wenn du noch die Patriotin bist wie damals, wenn du noch die Fremden so haßt, wie du sie damals gehaßt hast.“

Estrellita hört den Zweifel, den leisen Vorwurf in der gebrochenen Stimme des Mannes, den sie bewundert hat. Sie sieht in verständnislosem Erstaunen ein Bild der Vergangenheit vor sich, sieht sich selbst vor diesem Mann stehen mit flammenden Worten des Hasses auf den Lippen. Mit Worten eines Hasses, der ihr heute fremd ist.

„Ich liebe mein Vaterland noch immer, Don Porifiro, aber . . .“

„. . . du hassest die Fremden nicht mehr. Und Liebe zu Mexiko ist Haß gegen die Fremden. Du liebst also dein Vaterland nicht mehr!“

Ein stummer Kampf ist in dem Mädchen. Ein Kampf zwischen Rasse, die hassen möchte und dem Weibe, das liebt und um seine Liebe bangt.

„Was soll ich tun, Don Porifiro?“ quälen sich die Worte von ihrem Mund.

„In acht Tagen sind die Gouverneurswahlen in Victoria. Ich habe an meinem Sieg nicht gezweifelt, bis zu dem Augenblick, als mein Gesetz widerrufen wurde. Das hat mir den Boden unter den Füßen weggezogen und mein Gegner Portez Gil wird siegen. Und er darf nicht siegen! Er ist ein bestochener Verräter des Volkes. Er muß weg!!“

„Nein“, springt Estrellita auf, „dazu helfe ich nicht!“

„Aber Kindchen“, beruhigt sie der Indio, „nicht so wie du meinst. Es soll ihm kein Haar gekrümmt werden! Höre

mich an. Portez Gil kennt und verehrt dich seit der Zeit, wo du in Victoria getanzt hast. Wenn du in drei Tagen im Teatro Nacional mit einer großen Aztekentruppe gastieren willst, wird er bestimmt anwesen sein. Im Gedränge nach der Aufführung wird es ein Leichtes sein, ihn zu entführen und bis nach den Wahlen verborgen zu halten. Es ist alles schon vorbereitet, es muß gelingen, wenn dein Name ihn ins Teatro Nacional lockt. Das ist dein Amt, — sonst nichts. Und darum bitte ich dich, nein, darum bittet dich Mexiko, dein Vaterland."

Grübelnd, prüfend, als ob sie bis in die geheimsten Falten seines Herzens sehen wollen, ruhen die Augen Estrellitas auf ihm. „Ist das die Wahrheit, Don Porifirio?"

„Es hat Zeiten gegeben, Estrellita, wo mein Wort genügte", gibt er ihr vorwurfsvoll zur Antwort. „Nun gut ich schwöre es dir bei meiner Liebe zum Vaterland, daß es so ist. Und an ihr wirst du wohl nicht zweifeln!"

„Ich will es tun, Don Porfirio, ich will mich dadurch loskaufen von Ihnen. Ich bin nicht mehr die Estrellita, die ich früher war, ich bin schlechter geworden oder vielleicht — besser!"

(Fortsetzung folgt.)

Mozarts Ende.

Am 6. Dezember 1791, um drei Uhr nachmittags, sollte Mozarts Leiche in der Stefanskirche eingesegnet werden.

Salieri war bereits um zwei Uhr gekommen. Er saß fröstelnd in einem Kirchenstuhl, den Rockkragen hochgeschlagen. Das Kirchenschiff lag in einem Halbdunkel, durch das der Schein der roten Ampeln vor dem Hochaltar und den Votivbildern verschwommen schimmerte.

Manchmal schlurfte ein Beter über die Fliesen. Alte Frauen kauerten hie und da in den Bänken mit leisem Murmeln. Von irgendwo hörte man ein unterdrücktes Weinen, das nach einer Weile aufhörte.

Von draußen schlug ein heftiger Regen gegen die Fenster, deren Glasmalereien zu einem stumpfen Grau verblichen waren, aus dem nur manchmal eine der Scheiben farbig aufglühte.

Salieri wendete sich um und blickte nach dem großen Orgelchor. Es lag stumm und verlassen da . . . wo blieb der Organist? Auch auf dem kleinen Chor in der Nähe des Hochaltars regte sich nichts.

War es möglich, daß man den toten Meister, dem die Kirchenmusik so viele herrliche Schöpfungen verdankte, sang- und klanglos einsegnen würde, wie einen Bettler?

Eine Stunde war verstrichen. Aus der Sakristei kam ein Kirchendiener mit einigen Ministranten. Sie blieben vor dem Mittelgang stehen und unterhielten sich flüsternd.

Salieri verließ seinen Platz und ging zu ihnen hin. Der Kirchendiener erkannte den Hofkapellmeister, der bei den feierlichen Hochämtern in der Stefanskirche zu dirigieren pflegte. Er verneigte sich beflissen.

„Was gibt es?" fragte Salieri. „Ich sehe keinen Katafalk . . . wo findet die Einsegnung statt?"

„Herr Hofkapellmeister meinen wohl die Einsegnung für weiland Herrn Mozart?" erwiderte der Kirchendiener. „Es gibt keinen Katafalk . . . wir müssen den Leichenwagen vor der Kirche erwarten! Die Leiche wird unter dem Vorbau eingesegnet, an der Nordseite!"

Salieri blickte ihn betroffen an. Dann umschritt er die Bankreihen und trat in den Vorraum hinaus.

Dort begrüßten ihn einige Herren mit tiefen Bücklingen. Er erkannte Albrechtsberger, dessen Schüler Eybler, den Kapellmeister Rosner, den Cellisten Orsler. Nach einer Weile kamen Mozarts Schwäger Hofer und Lange.

Salieri wußte nicht, was er denken sollte. Aber gerade jetzt fuhr eine Equipage vor. Ein Lakai half seinem Herrn heraus, der einen pelzbesetzten Mantel trug, und geleitete ihn, einen Regenschirm über ihn haltend, in den Vorraum.

Es war der Baron Van Swieten. Salieri konnte den steifen hochmütigen Patron nicht leiden. Aber der Baron war Gesandter am preußischen Hof gewesen, in Wien hatte man ihn zum Präfekten der Hofbibliothek ernannt, später wurde er Präses der Studien-Hofkommission. Und vor allem war er als Sohn des einstigen Leibarztes der Kaiserin Maria Theresia vom Glanz des väterlichen Namens umflimmert.

Salieri trat mit einer Verbeugung auf ihn zu. Van Swieten drückte ihm die Hand, wobei sich sein fettes Gesicht in grämliche Falten legte.

„Unser armer Mozart!" murmelte er. „Die Musik verliert viel an ihm . . . und ich am meisten! Ich habe ihn geliebt wie einen jüngeren Bruder . . . sein Tod geht mir sehr nahe!"

„Ohne Zweifel!" sagte Salieri heiser. „Aber ich begreife nicht . . . es scheinen gar keine Vorbereitungen für ein würdiges Leichenbegängnis getroffen zu sein . . . Kein Katafalk, keine liturgischen Gesänge . . ."

„Wäre das wohl notwendig?" wehrte der Baron ab. „Bedenken Sie doch, lieber Herr Hofkapellmeister . . . die arme Witwe! Kaum sechzig Gulden im Nachlaß des Mannes . . . und nichts als Schulden . . . und zwei unmündige Kinder obendrein. Ich habe Frau Mozart geraten, an den Kosten für das Leichenbegängnis zu sparen . . . es wurde nur ein Kondukt dritter Klasse bestellt!"

„Ein Kondukt dritter Klasse . . .!" wiederholte Salieri tonlos. „Das heißt also . . . ein Armenbegräbnis? Nicht einmal ein eigenes Grab?"

Der Baron zuckte bedauernd die Achseln.

Salieri war dunkelrot geworden. Er hatte Mozart gehaßt . . . aber diesen letzten Schimpf hatte der Tote nicht verdient!

„Man sagt, daß Sie sehr reich sind, Herr Baron", flüsterte er so leise, daß ihn nur Van Swieten hören konnte. „Schade, daß Sie eine so günstige Gelegenheit versäumten, um Ihre Verehrung für Mozart anders zu bezeugen als durch diesen Rat an die Witwe!"

Damit wendete er sich schroff ab, ehe der Baron etwas erwidern konnte.

Ein Totenwagen schwankte daher, mit einem schwarz gestrichenen Sarg aus Fichtenholz. Ein Immortellenkranz war auf ihm befestigt, von der Leichenbestattung geliefert, der wohl schon für viele Särge gedient hatte! Hinter dem Wagen schritt Süßmayer, mit rot verschwollenen Augen. Er hatte zwei Nächte an der Leiche seines Lehrers gewacht. Neben ihm gingen zwei Leichenträger, und ihnen folgte der Hausbesorger Josef Deiner, der Mozarts Leiche gewaschen und angekleidet hatte.

Inzwischen war der Sturm so heftig geworden, daß er den Regen bis unter den Vorbau peitschte. Die wenigen Leidtragenden hatten die Schirme aufgespannt, während der Geistliche die Totengebete sprach.

Salieri verharrte in einer Erregung, die seine Hände zittern machte! Wo blieb Wien? Wo blieb jenes Wien, das Mozarts „Zauberflöte" bejubelte? Wo blieben die Vertreter des Hofes? Wo waren Frau Konstanze, ihre Schwestern Aloysia und Josepha, wo war die Schwiegermutter? Und wo war der feiste Schikaneder, der sich an Mozarts letzter Oper bereicherte?!

Mozart, der sich für die Familie Weber aufgeopfert hatte, blieb auf seinem letzten Weg allein . . . So allein, wie er ja im Leben immer war, denn begriffen hatten ihn diese Leute nicht, und er hatte ihnen sein wahres Wesen auch niemals offenbart! Für die oberflächliche, gefallsüchtige Frau, für die geldgierigen kaltherzigen Verwandten ist er immer nur der Spaßmacher gewesen, der über alles scherzte, den man trotzdem gern haben mußte, weil er so unendlich gütig war . . .

Das „Requiescat" erklang. Weihwassertropfen benetzten den Sarg. Der strömende Regen, mit Schnee untermischt, machte das Gehen beschwerlich. Langsam bewegte sich der Zug durch die Schulerstraße.

Der Baron Van Swieten hatte dem Wagen eine Weile nachgestarrt, dann winkte er seine Kutsche herbei.

„Nach Hause!" befahl er mürrisch.

Salieri schritt neben Albrechtsberger und Eybler. Keiner sprach ein Wort. Man hatte die Schirme geschlossen und kämpfte sich mit gesenktem Kopf durch das Unwetter.

Als man das Stubentor passiert hatte, blieben die Leidtragenden zurück. Die weiten, zum Teil noch unverbauten Gründe der Vorstadt dehnten sich in trostloser Öde, grau verhangen vom Sturm überfaucht. Der Wagen schwankte durch die Regenpfützen auf dem aufgeweichten Boden.

Nach einer Weile blickte Salieri zurück. Er war allein, sogar Süßmayer hatte sich den Rückkehrenden angeschlossen.

Der Herr Hofkapellmeister blieb stehen und schaute dem Totenwagen nach. Die zwei Leichenträger folgten ihm,

manchmal in weitem Bogen, um den Wasserlachen auszuweichen.

Dort führte man Mozart zur letzten Ruhe, in ein Massengrab . . .

Salieri dachte an den schönen Jüngling, den er bei Metastasio getroffen hatte. Er sah ihn, als er seine Messe in der Kirche am Rennweg dirigierte . . . Er erblickte ihn am Clavecin, die schönen, leichtbeschwingten Variationen über Salieris „Mio caro Adone" spielend . . . Er sah ihn in der Oper, als man „Don Juan" aufführte . . .

Er hatte ihn glühend gehaßt! Er hatte ihm den Tod gewünscht, damals, bei Glucks Leichenbegängnis . . .

Und nun blickte er dem Totenkarren nach, der allmählich kleiner wurde, mit den zwei drollig hopsenden Männern dahinter . . .

Es war wie ein Schattengemälde, grausig und bejammernswert . . . Und es schwand auch wie ein Schatten dahin, ausgelöscht von dem Nebel, der diesen stürmischen Winterabend in graue Lumpen hüllte, wie in ein Bettlergewand . . .

Diese Schilderung ist dem bedeutenden musik-geschichtlichen Roman „Salieri und Mozart" des Wiener Musikers und Musikhistorikers Franz Farga entnommen, der soeben im Cotta-Verlag, Stuttgart, erschienen ist und erschütternd vom tragischen Künstlerschicksal des italienischen Opernkomponisten und Wiener Hofkapellmeisters Antonio Salieri (1750—1825) und seinem Kampf gegen Mozart erzählt.

Im unbarmherzigen Eis.

Kurzgeschichte von Fritz Knöller.

Dies ist die Geschichte der Eskimofrau Ada Blackjack:

Das Leben ist eine ewige Heimkehr. Die Ausfahrt ist kurz; man hat sie so bald vergessen, daß sie wie der versunkene Anfang der Heimkehr klingt.

Als ich noch mit meiner Mutter auf der Insel Kadiak saß, sehr verborgen in einer Schneehütte, wo nur an Festtagen das Talglicht vom Renntier brannte, glaubte ich an eine Welt dort draußen, und als ich mit schwarzen Zöpfen ins Umiak stieg, das mich nach Nome brachte, und Abschied nahm, klopfte mein Herz; denn ich dachte noch an die Welt. Selbst in der Mission, hinter den Scheiben der Blockhütte in Nome, wo ich beten, rechnen und kochen lernte, bedauerte ich heimlich den Herrn Jesum Christ, der so früh heimgehen mußte, und im flüchtigen Sommer, wenn ich vom Kap auf das helle kaltbrausende Meer sah, umfing ich die Welt und spürte, daß es an der Zeit sei, etwas zu erfahren.

Kurz ist das Leben in Alaska, kurz sind die Tage, kurz und kalt. Man glaubt die Sonne nicht mehr einzuholen, die nur wenige Wochen im Jahr ihren blassen Mittsommerreigen aufführt, und als nun Benjamin Blackjack um meine Hand anhalten kam, traute ich mich nicht, nein zu sagen.

Aufs offene Meer wähnte ich zu fahren, in Wahrheit hatte sich der Bug landeinwärts gewandt.

Blackjack mißhandelte mich. Mit Tränen begrüßte ich die Kinder Anok, Nut und Bennet, und bald schaufelte ich dem ältesten das Grab in der harten Erde Alaskas. Der Missionar schied meine Ehe, und ich nähte fortan für die Mission.

Anfang 1921 fragte ein Mann namens Stefansson nach einer Eskimofrau, die gut kochen und flicken könnte; der Missionar nannte mich.

Stefansson hatte von der Britischen Regierung den Auftrag erhalten, vier Männer ausfindig zu machen, die im Namen des Königs von den Wrangelinseln Besitz ergreifen sollten. Er wußte aber recht gut, wie sehr auch eine Frau not tat, die im Eis sozusagen zu Hause war. Also fuhren wir auf der „Silberwelle" in schmalen Fahrrinnen dem Norden zu.

Die Wrangelinseln einzunehmen, hielt nicht schwer. Schneemäuse und Polarfüchse hausen dort, und an der Küste spielen die Eisbären und Robben. Ein ganzes Jahr sollten wir dort verbringen und die Insel recht tüchtig durchforschen.

Ach, es war ein ruhes stilles Jahr! Und als der Sommer kam und die Zeit vom Aufbruch her sich rundete, wollte das Eis, die einzige Blüte hierzuland, die schwer und donnernd und dunkelfarben aufbricht, nicht aufgehen. Wir sahen uns die Augen aus nach unserm Schiff.

Ein neues Vierteljahr verging, doch es schien so wenig zu vergehen wie das unbarmherzige Eis. Die Zwiebäcke wurden alle, auch gab es keine Konserven mehr. Wir aßen Bärenfleisch und Seehundspeck, der die Haut wächsern macht.

Eines Tages legte sich William Knigth, der eine der vier Männer, auf die Felle. Die Zähne fielen ihm aus. Daß er krank war, schienen ihm die Kameraden nachzutragen. Hart vor dem Christfest 1922 traten sie zu mir und verlangten, ich sollte mit ihnen über das Eis nach Sibirien laufen.

„Und Knigth?" fragte ich. Sie schwiegen. Ich sagte: „Geht nur über das Eis. Ich bleibe." — „Ja", sagten sie und lachten vor Verlegenheit. Dann brachen sie auf. Die Tränen scheinen im Wrangelland gefroren.

Ich ging nun selbst auf die Jagd, brachte auch manchmal Eiderdaunen heim, milder als der Schneefall in den einsamen Tagen, in denen ich William bettete, auf daß er besser lag. Wenn es nichts mehr zu tun gab, mußte ich seine Hand halten, die klein und welk war, und das Schweigen überdröhnte uns.

Am Johannistag, da das Wasser schon in schmalen Rinnen offen lag und das Moos unterm Schnee tränte, schloß William seine Augen, trüb vom vielen Schnee und vom Sinnen über die Verlassenheit. Ich ließ ihn auf dem Eis. Ohne sein Gesicht konnte ich mich nicht gegen die Einsamkeit wehren. Ich lag die Tage wie in einem offenen Sarg, den Schrei der Wasservögel über mir.

Und endlich schob sich der finstere Bug des Eisbrechers, den der Schotte Harald Noice befehligte, über den Rand des Südens, an dem sich meine Augen wund gesucht hatten. Bald lachte, bald weinte ich, ich, die letzte vom Wrangelland, als mich Noice auf sein Schiff führte.

Stefansson zeigte mich der ganzen Union. Man begaffte und beschrieb mich wie ein seltenes Tier, das man vom Pol in den Tag des Geschäfts schleifte. Davon wurde ich sterbenskrank.

Wieder daheim, grüßte ich mit feuchten Augen die Buchten von Kadiak und die Mutter und den Sohn, der mich fremd ansah. Und jetzt sitze ich wieder in der Schneehütte von Kadiak, wo nur an hohen Festtagen das Talglicht vom Renntier brennt, dem schnellen Tier der Dämmernis, und warte auf meine Heimkehr, die letzte, und singe ein ernstes Lied, ich, Ada Blackjack, die Eskimofrau!



Lustige Ecke



Der Grund.



„Weine nicht so, Laura!"

„Was kümmerst du dich darum, das ist dir doch ganz gleichgültig!"

„Nein, das ist es nicht, denn meine Zigarren werden naß!"

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.